

Konservative Rebellin

Marianne Binder war Fernsehmoderatorin und Kabarettistin, jetzt will sie Ständerätin werden. «Man muss in der Politik unterhalten können», sagt sie. Ihr liebstes Stilmittel ist die Provokation. Das macht sie in ihrer Partei, der CVP, zu einer raren Erscheinung. Von Erik Ebnetter und Nathan Beck (Bild)

Am Sonntagabend diskutierten im Schweizer Fernsehen vier Frauen über Feminismus. Um die Sendung zu bewerben, hatte Jonas Projer, der Moderator, auf Twitter gefragt: «Wieso soll es eigentlich zwingend ein «Missstand» sein, dass im Parlament weniger Frauen sind als Männer?» Marianne Binder freut das diebisch: «Jetzt habe ich die Debatte dort, wo ich sie haben wollte.» Binder hatte vor einigen Wochen in einem vielbeachteten Artikel geschrieben, dass Frauen im Schweizer Fernsehen systematisch untervertreten seien, ob schon gerade Journalisten den Politikern vorwerfen würden, Frauen zu wenig zu fördern. «So mache ich Politik», sagt sie. «Ich provoziere gerne, mich reizt der Widerspruch. Darum bin ich in der CVP.» Meint sie das ernst?

Es gibt frechere Parteien als die CVP. Das ficht Binder nicht an. «Wir ringen um unsere Positionen wie keine andere Partei. Das gefällt mir.» Ein SVP-Nationalrat, der eine Zeitung herausgibt, sagte kürzlich in einer Redaktionssitzung: «Wer heute noch in der CVP ist, hat die Orientierung verloren.» Es war mehr ein Witz, weniger ein Urteil, und Marianne Binder, die Präsidentin der CVP Aargau, kann darüber lachen, wie sie ohnehin über ziemlich vieles lachen kann. «Sie können Herrn Köppel ausrichten, dass wir genau wissen, was wir wollen», sagt sie. Und dann wird sie verbindlich: «Die Schweiz wäre ein anderes Land ohne die CVP, und kein besseres. Sie wäre weniger zuverlässig, weniger stabil. Sie wäre nicht mehr die Schweiz, in der ich aufgewachsen bin – und die ich liebe.»

Ein Herbsttag um 1900

Wir sitzen im Hotel «Blume» im Bäderquartier von Baden, an einem Tisch in der Galerie, bei Tee und Wasser. Überall hat es Pflanzen, im Atrium plätschert ein Brunnen, und irgendwo zwitschern Vögel. Schmale Säulen unterteilen das verschnörkelte Gelände, die orangen Wände sind mit Bildern behängt. Einmal klingelt minutenlang ein Telefon, doch niemand ist zu sehen und niemand zu hören. Marianne Binder hat ein Buch vor sich liegen und eine alte Postkarte. Sie hat diesen Ort als Treffpunkt vorgeschlagen, sie mag den Jugendstil, der hier dominiert, und die Ruhe. Ihren Mantel hat sie auf den Sessel neben sich gelegt, draussen zieht ein Herbsttag vorüber. Aber in welchem Jahr? 1900? 2018? Die Szenerie ist so zeitlos wie das schwarze Kleid, das Binder trägt.

Geboren wurde sie 1958 in Zürich, gross geworden ist sie in Untersiggenthal, in der Nähe von Baden, mit drei jüngeren Brüdern. Der Vater unterrichtete Deutsch an der Kantonschule, die Mutter arbeitete als Journalistin und Schriftstellerin. «Die Sprache spielte bei uns immer eine wichtige Rolle», sagt Binder. Regelmässig veröffentlicht sie eigene Texte, die im Stil meist ziemlich direkt und manchmal etwas verspielt daherkommen. Als sie jüngst das Schweizer Fernsehen kritisierte, schrieb sie: «Ich halte nichts von Quoten. Wer anderen eine Quote gräbt, fällt selbst hinein.» Sie bezog sich, ohne ihn zu nennen, auf Cédric Wermuth, ihren sozialdemokratischen Konkurrenten um einen Ständeratssitz im Aargau. Er, der sich als Feminist versteht, muss sich seit Wochen rechtfertigen, weshalb er sich um die Nomination bewarb und nicht eine Parteikollegin unterstützte. Binder amüsiert das prächtig.

Kürzlich machte sie öffentlich ein paar Sprüche über Wermuth, was einen Mann im Publikum ärgerte. «Er sagte zu mir, ich wollte ja auch als Frau gewählt werden», erzählt Binder. «Da sagte ich: «Ja, logisch! Wollte ich als Mann gewählt werden, würde es etwas kom-

«Ja, logisch! Wollte ich als Mann gewählt werden, würde es etwas kompliziert.»

pliziert.» Sie muss herzhaft lachen und beteuert nur halb glaubhaft, dass ihr Wermuth eigentlich leidtue. «Er ist ja das beste Beispiel, weshalb Frauenquoten nicht funktionieren.» Wer gut sei, setze sich durch, ob Mann oder Frau, man müsse nur wollen. «Wenn 60 Prozent der Frauen immer noch so wählen und abstimmen wie vor 1971, also gar nicht, dann sind doch nicht die Männer schuld, dass wir weniger Politikerinnen als Politiker haben», sagt Binder. Man kennt das Argument, denn sie wiederholt es zurzeit, wo sie nur kann.

Die jüngste Feminismus-Debatte, die Wermuth mit angestossen hat, kommt ihr gelegen. Redet er von patriarchalen Strukturen, erzählt sie aus ihrem Leben. «Ich war doch nie benachteiligt, also bitte.» Ihre Kindheit und Jugend schildert sie als Idylle. «Ich habe bis zwanzig eigentlich nur gelacht.» Sie besuchte das Seminar in Wettingen, wo sie einen linken Geschichtslehrer hatte, dessen Ideen ihrem Vater missfielen. Was sie in der Schule

hörte, vertrat sie zu Hause, und was sie zu Hause aufschnappte, propagierte sie in der Schule. «Ich hatte doch keine Ahnung, was ich finde. Ich dachte: Hauptsache, die anderen ärgern sich.» Es war, wie es klingt, eine unbeschwertere Zeit. Marianne Binder, die damals Keller hiess, schlüpfte in Rollen und spielte Politik.

Mittelpunkt einer Dynastie

Sie war kaum erwachsen, da erwartete sie der Ernstfall: Ihr Vater kandidierte 1979 als Christlichdemokrat für den Nationalrat. Er, ein Oberst im Generalstab, bat seine Tochter, die ihn politisch so oft geärgert hatte, um Hilfe im Wahlkampf. Sie machte sich begeistert an die Arbeit. Eines Tages lernte sie einen jungen Mann kennen, ein Jahr älter als sie. Er gefiel ihr, und sie erzählte ihm, was sie gerade tue. «Ich muss zehn Minuten auf ihn eingeredet haben, als er plötzlich sagte, sein Vater kandidiere ebenfalls für ein Amt. Ich fragte ihn: «Für welches denn?» – und dachte, vielleicht für die Schulpflege. Da sagte er: «Ständerat.»» Der junge Mann hiess Andreas Binder. Sie heiratete ihn drei Jahre später und bekam zwei Kinder. Heute bezeichnet die *Aargauer Zeitung* ihre Familie als die «CVP-Kennedys aus Baden».

Tatsächlich steht Marianne Binder im Zentrum einer christlichdemokratischen Dynastie. Anton Keller, ihr Vater, sass sechzehn Jahre lang im Nationalrat, und Jules Binder, ihr Schwiegervater, war Nationalrat und Ständerat und wäre fast Bundesrat geworden. Andreas Binder, ihr Mann, politisierte im Grossen Rat des Kantons Aargau, und Simon Binder, ihr Sohn, präsidiert die CVP Baden. Sie selbst, Marianne Binder, verantwortete jahrelang die Kommunikation der CVP Schweiz, sitzt im Aargauer Grossen Rat und führt die kantonale CVP. Seit 1979 gab es nur sechs Jahre, in denen kein Binder oder kein Keller aus Baden ein hohes Amt in der kantonalen oder nationalen Politik innehatte. Marianne Binder-Keller, wie sie sich öffentlich nennt, hat in der Politik längst eine Rolle für das Leben gefunden.

Es ist ein «Patchwork-Leben», wie sie sagt. Einst studierte sie Archäologie, ohne abzuschliessen, später war sie Primarlehrerin. Sie moderierte Kindersendungen für das Schweizer Fernsehen, führte Interviews auf Tele M1 und trat als Kabarettistin auf. Es seien Erfahrungen, die ihr heute helfen würden: «Politik ist eine Bühne. Man muss Freude daran haben,



«Ich habe bis zwanzig eigentlich nur gelacht»: Aargauer Grossrätin Binder.

man muss unterhalten können.» Einmal schrieb sie einen Roman. Er heisst «Bleibt alles unter uns», was wörtlich zu verstehen ist, denn er blieb unveröffentlicht. Sie findet ihn gut, räumt aber ein: «Um einen Roman zu

schreiben, muss man eigentlich etwas gelitten haben.» Sie mag ein Patchwork-Leben leben, aber eines ohne Nähte und Narben.

Gerade ist sie aus Paris zurückgekommen, wo sie ihre Tochter besuchte, die dort als Kli-

mawissenschaftlerin arbeitet. «Von mir kann sie die Intelligenz nicht haben, ich habe meine noch», sagt Binder und lacht. Es sind Sprüche wie diese, mit denen sie ihren Mann, einen erfolgreichen Rechtsanwalt und Honorarprofessor, an Familienfeiern gerne anzündet. Sie ist so elegant, als ob sie Paris nicht nur besuchten, sondern dort leben würde, und sie redet, wie man in der Schweiz eben redet, will man verstanden werden. Wenn sie über Gegner spricht, sagt sie «Cheibe», und wenn sie von Intrigen berichtet, fällt schon einmal das Wort *versecklet*. Sie ist direkt und charmant und erzählt offen und heiter aus ihrem Leben.

«Ich bin ein *Diheihöckler*», sagt Binder. «Wenn es Winter wird, mache ich Feuer und lese «Krieg und Frieden». Das ist Glück.» Sie habe zwar immer gearbeitet, aber ihre Kinder grosszuziehen, sei für sie das Grösste gewesen. Ohnehin müsse die Hausarbeit aufgewertet werden: «Alterspflege ist in unserer alternden Gesellschaft ein Beruf mit grosser Zukunft. Wir müssen dringend dafür sorgen, dass Menschen, die einen Haushalt führen, eine verkürzte Pflegeausbildung machen können.» Dass Linke und Liberale von «Herdprämie» sprechen, ärgert sie. Binder wiederum provoziert ihre Gegner, wenn sie zum Beispiel das Kopftuch bei Mädchen als Kindsmisshandlung bezeichnet. Über sich selbst sagt sie: «Ich bin katholisch in der Wolle gefärbt.» Nur wenn sie über ihren Glauben redet, macht sie Konzessionen an den Zeitgeist. Ihre Gebete bezeichnet sie als Meditation.

Schande von Baden

So gelassen sie an diesem Nachmittag wirkt, so kann sie sich doch auch richtig aufregen. Politik bedeute manchmal nur, den grössten Unsinn zu verhindern, sagt Binder. Sie deutet auf die Postkarte und das Buch vor sich. Die Postkarte stammt von 1909 und zeigt das Hotel «Rosenlaube» in Baden, wo ihre Mutter als Tochter einer alleinerziehenden Wirtin aufgewachsen ist. Die Grossmutter beherbergte im Zweiten Weltkrieg jüdische Flüchtlinge im Hotel, was die Mutter in einem Roman verarbeitet hat. Das Buch bewahrt die Erinnerung, denn wo einst das Gebäude stand, an guter Lage im Bäderquartier, mit Blick auf die Limmat, erstreckt sich heute ein Kiesplatz. «Eine Schande», sagt Binder.

Sie zählt sich zu den Menschen, die nicht jede Veränderung als Fortschritt begrüssen, und will mit ihren Provokationen doch die Diskussionen im Land verändern. Frauen sollen am Fernsehen reden, aber nicht, weil sie Frauen sind, sondern, weil sie etwas zu sagen haben. Wenn alles bleiben soll, wie es ist, muss sich alles ändern. Müsste man Marianne Binder ein Etikett anhängen, es stünde «Konservative Rebellin» darauf geschrieben. ○